



**Historischer Verein für Mittelbaden  
Mitgliedergruppe Schiltach/Schenkenzell e.V.**



[www.geschichte-schiltach-schenkenzell.de](http://www.geschichte-schiltach-schenkenzell.de)

## **Als der „Fabrikteufel“ ins Tal kam. – Frühindustrialisierung im Schwarzwald**

Von Hans Harter

Als Fabrikdirektor Johann Müller ums Jahr 1860 das breit gelagerte Unternehmen an der oberen Kinzig bei Schiltach besah, dürfte er einigermaßen stolz gewesen sein: Sie, die „Erste Deutsche Nähfadenfabrik“, war sein Lebenswerk, das er in nur zwei Jahrzehnten unterhalb des mächtigen Hohensteiner Felsens geschaffen hatte.



*Der Hohenstein mit dem Fabrikwegle, im Hintergrund die Nähfadenfabrik, davor Flößer.  
Aquarell von Heinrich Eyth, bezeichnet 1863/1923. – Stadt Schiltach*

Der aus Gossau bei St. Gallen stammende Müller war 26-jährig ins Badische gekommen. 1834 errichtete er an der Wutach bei Tiengen für 130.000 Gulden ein vierstöckiges Gebäude mit neuartigen Spinnmaschinen, deren Garne er an die aufkommenden Fabrikwebereien lieferte. Hintergrund war die Hochzollpolitik des Großherzogtums Baden. Sie ließ Schweizer Textilunternehmer im unmittelbaren Nachbarland Betriebe gründen, im Wiesental um Lörrach, wie am Hochrhein. So vermieden sie die Zölle und behielten die deutschen Staaten als Absatzgebiet.

Doch hatte Müller sich übernommen und musste die Fabrik schon 1835 verkaufen. Seine Nachfolger machten sie als „Lauffenmühle“ zu einem bedeutenden Textilunternehmen, das bis 2019 bestand.

Wie aber fand Müller den Weg in den Schwarzwald? Seit 1830 trieben Schiffer aus Schiltach Flößerei auf der Wutach, mit einem Sägewerk bei Tiengen. Dort war Isaak Wolber Geschäftsführer, und durch ihn wurde Müller mit dessen Brüdern bekannt, dem Apotheker Philipp und Engelwirt Christian Wolber in Schiltach. Sie wurden Partner und erwarben 1841 die Sägemühle des Hofes am Hohenstein, zu der eine starke Wasserkraft in der Kinzig gehörte. Weitere Teilhaber stießen dazu: Der Tuchweber Isaak Fode und, als Hauptfinancier, der Waldbauer Simon Armbruster aus Schapbach, genannt „Simon der Bur“. Sie sahen die Chancen des neuartigen Fabrikwesens und gründeten eine „mechanische Spinnerei und Zwirnerei“ – die erste Fabrik des Kinzigtals. Aus der Schweiz ließ Müller Zwirn- und Spulmaschinen kommen, angetrieben vom Wasserrad im Hohensteiner Sägekanal.

Bereits 1842 präsentierte die junge Fabrik auf der Industrieausstellung in Mainz „Näh- und Strickgarne und Zwirne“, die man als „besonders beachtenswert“ befand. 1846 erhielt ihr Nähzwirn bei der Karlsruher Gewerbeausstellung die Silbermedaille für „besondere Güte“. Wenig später gab es jedoch eine „Stockung in den Geschäften“, und es hieß, dass „viele Arbeiter brotlos geworden sind“. Auch die Partner schieden aus, sodass Simon Armbruster den Betrieb allein weiterführte, in den er, durch Holzhandel reich geworden, bereits 100.000 Gulden gesteckt hatte. Doch konnten auch Kredite des Bankhauses Passavant in Basel nicht mehr helfen: 1849 musste Armbruster die Fabrik für 21000 Gulden an die Basler verkaufen. Sie umfasste drei Maschinsäle, Werkstätten und zwei Wohnungen, eigentlich taxiert auf 70.000 Gulden.



*Simon der Bur, von Hugo Engl Titel des Bandes „Erzbauern“  
von Heinrich Hansjakob, erschienen 1899. – Archiv Harter*

Dass „Simon der Bur“ nicht nur die Fabrik, sondern auch seinen „stolzen Hof“ verlor, obwohl er „am meisten bares Geld“ besaß, beschäftigte später den Schwarzwälder Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob. In „Erzbauern“ schilderte er 1899 das Schicksal des zum „Fabrikherrn“ gewordenen „Bur“, der sich als armer Mann wiederfand, um Hab und Gut gebracht vom „Fabrikteufel“. So schalt Hansjakob die Industrialisierung, hinter der er dämonische Kräfte wähte, die die alte ländlich-handwerkliche Gesellschaft durch verderbliche Konkurrenz und rabiate Ausbeutung zerstörten. Diesen „Unsegen“ habe einer seiner „Agenten“ ins Tal gebracht: „Er sah die schönsten

Wasserkräfte nutzlos von dannen ziehen und meinte, es sei schade, daß sie nicht dem Fabrikteufel dienten“. Gemeint war Johann Müller: „Er zog zum Bur, malte ihm alle Herrlichkeiten eines Fabrikherrn vor und bestimmte ihn, sein vieles Geld in einer Spinnerei anzulegen“ – um ihm dann „sein ganzes Vermögen einzubrocken“.

Als die Basler Bank einen „Direktor“ benötigte, war Müller wieder zur Stelle und brachte die Fabrik erneut in Schwung. Er erfand eine Maschine, die die Zwirne auf Kärtchen wickelte. Hilfreich war die Eisenbahn in Offenburg, wo die Rohstoffe ankamen und die Garne in die deutschen Länder, die Schweiz, Italien und die „Levante“ verschickt wurden. Bald gab es neue Auszeichnungen: 1854 in München für „vorzügliche Leistungen in guten Nähseiden“, 1858 in Villingen die „goldene Medaille für Förderung der Gewerbe“. Die Schiltacher „Nähfadenfabrik“ wurde in ihrer Branche führend, neben „Etablissements“ in Paris und Mulhouse, Böhmen, Preußen und Sachsen. Im ersten Halbjahr 1863 produzierte sie 606 Zentner Nähgarn aus Baumwolle, Leinen und Seide, in allen Farben, und es hieß, dass „ihre Artikel die gesuchtesten ihrer Art sind“.

1859 hatte sie 170 Arbeiter, vor allem Ortsarme, die Hälfte unter 17 Jahren. Erwachsene verdienten am Tag 60-24 Kreuzer, Jugendliche und Kinder 24-8. Ein Roggenbrot kostete 6, ein Pfund Schweinefleisch 12 Kreuzer. So konnten die „Fabrikkinder“ zu ihrer Ernährung beitragen, was manche Eltern sie dorthin geben ließ: Die Witwe Ziegler die Tochter Katharina (11), der Zimmermann Bühler den Konrad (8) und die Barbara (11), der Schlosser Aicheler die drei Pflegekinder. Auch arbeitslose Flößer lebten vom Verdienst der Kinder in der Fabrik. Andererseits war gerade die Textilbranche auf billige Kinderarbeit aus, für das Aufstecken der Spulen und das Anknüpfen der Fäden, da dies angeblich „kinderleicht“ war.

Dazwischen stand jedoch die Schulpflicht, von der es seit 1840 wegen Fabrikarbeit keine Befreiung mehr gab. So mussten die Kinder wochentags zuerst 2-3 Stunden in die Schule, danach 7 Stunden in den Betrieb, dazu kamen zwei halbe Stunden auf dem „Fabrikwegle“. 1852 waren 27 Kinder diesen Mühen ausgesetzt, als Müller eine Änderung vornahm: Er richtete eine eigene Schule ein, mit einem „Fabriklehrer“, der täglich zwei Stunden gab. Fabrikschulen gab es auch in den anderen badischen Textilfabriken, in Haagen, Steinen, Lörrach, Lauffenmühle und Ettlingen, für insgesamt 400-500 Kinder.



*Die Tuchfabrik Karlin, um 1960. – Archiv Harter*

Inzwischen galt die Fabrik mit ihrem kolossalen Wasserrad als Sehenswürdigkeit, die sich auch Großherzog Friedrich I. nicht entgehen ließ: 1858 von Direktor Müller „ehrfurchtsvoll“ empfangen, der ihm eine Schatulle vielfarbiger Garne überreichte.

Aufsehen erregte auch eine besondere Geste der Fabrik: Am Jahresende lud sie die Belegschaft zum Essen, von mittags bis abends – „da ging es hoch her“, so ein Teilnehmer. Die Zeitung schrieb, dass „dieses Fest Nachahmung verdiente, trägt es doch zur Erhaltung des guten Einvernehmens zwischen den Fabrikherren und Arbeitern bei“. In diesem Sinne gab es auch eine Betriebssparkasse, wo die Arbeiter Geld anlegen konnten.

War dies die Saat des „Fabrikteufels“ oder doch eher die eines Industrie-Pioniers? Jedenfalls gedieh sie weiter: Von 1889 bis 1968 als Karlin & Co. eine bedeutende Tuchfabrik und wichtiger Arbeitgeber. 1975 siedelte sich hier die Grieshaber Gruppe an, mit inzwischen 1150 Mitarbeitern – Standorttreue bis heute, auf der Grundlage der zuerst von Johann Müller industriell genutzten Wasserkraft, mit der bis heute Strom erzeugt wird.

*Dieser Bericht erschien erstmals am 23. Oktober 2021  
im Wochenend-Journal („Zeitreise“) des „Schwarzwälder Bote“  
und im August 2022 im „Schwarzwälder Hausschatz“ für das Jahr 2023*